

PROF. DR. UELI MÄDER

Soziale Arbeit wissenschaftlich fundieren

Die Soziale Arbeit zielt darauf ab, soziale Probleme zu lösen. Ihre Qualität misst sich daran, wie gut sie das tut. Die wissenschaftliche Fundierung der Sozialen Arbeit kann dazu beitragen, Lösungsprozesse und den gesellschaftlichen Zusammenhalt zu fördern. Und darum geht es: nicht um abstrakte Modelle und Höhenflüge, sondern um die Entwicklung theoretischer Ansätze, die der Praxis helfen. Als zentral erweisen sich hierbei ein sorgfältiger Umgang mit Interpretationen und eine gute Verknüpfung der Sozialen Arbeit mit der Sozialforschung und Sozialpolitik.

Vielfältige Handlungsanleitungen begleiten die Geschichte der Sozialen Arbeit. Sie sind meistens gut gemeint und manchmal auch dann nützlich, wenn die Begründung dürrig ist und unklar bleibt, was den Erfolg ausmacht. Anders und gleichwohl ähnlich verhält es sich bei jenen ausführlich hergeleiteten Konzepten, die im Vorlesungssaal überzeugend wirken, in der Praxis aber scheitern. Und niemand weiss oder gesteht sich ein, weshalb. In beiden Fällen erweisen sich wissenschaftliche Fundierungen als nötig und hilfreich; im ersten Fall können sie eine mehr oder weniger zufällige Praxis theoretisch stützen, im zweiten den Realitätsbezug systematisch überprüfen und anregen.

1. Zur Ausgangslage

Das Ausmass, die Vielfalt und die Komplexität der sozialen Probleme weisen in unserer sich differenzierenden Gesellschaft darauf hin, wie notwendig die Soziale Arbeit ist. In der reichen Schweiz hat beispielsweise während den neunziger Jahren die Kluft zwischen den oberen und unteren zehn Prozent der Einkommen weiter zugenommen. Bei den Vermögen ist dies noch viel stärker der Fall. Die soziale Ungleichheit gehört zu den zentralen sozialen Fragen. Betrachten wir allerdings gängige sozialstrukturelle Untersuchungen, stellen wir fest, dass sich der Blick von der einst zentralen vertikalen auf die horizontale Ebene verlagert. Die Analyse sozialer Klassen und Schichten weicht jener sozialer Lagen und Milieus. (Geissler 2001:537) Die Erlebniswelt scheint - wie das Hobby den Beruf - die Bedeutung der Produktionsbedingungen zu verdrängen. Die Soziale Arbeit, obwohl recht arriviert, steht unter erhöhtem Legitimationsdruck. Die eigene Konformität bringt nur wenig Anerkennung. Die einen finden das traurig, andere tröstlich; die Folgerungen sind unterschiedlich. Die einen wollen die Anpassungsleistungen erhöhen, andere die kritische Distanz vergrössern. Beide teilen mehr oder weniger das Anliegen, die Praxis zu fundieren. Das ist - trotzdem - ein möglicher Anknüpfungspunkt. Aber bleiben wir zunächst bei der Kontroverse. Ich erwähne Bereiche, in denen sie sich äussert.

Wer sich mit dem ideologischen Hintergrund des New Public Management (NPM) arrangiert, gilt heute zeitgeistgemäss als eher aufgeschlossen. Der Service publique wird hingegen mehr und mehr als Störfaktor einer Globalisierung kritisiert, die - als Amerikanisierung missverstanden - viel Flexibilisierung und Prekarisierung mit sich bringt. Die Optimierung der Effizienz scheint Führungsstrukturen mit kurzen Entscheidungswegen zu verlangen. Die quasi offizielle Schweiz versucht unablässig zu beweisen, diese Zeichen der Zeit erkannt zu haben. Sie eifert jetzt sogar mit, wenn es nach wenig reflektiertem Markt-Credo gilt, die Spitzensaläre der Begüterten weiter anzuheben.

Und die Soziale Arbeit? Sie professionalisiert sich. Das ist wohl nötig, geschieht aber oft in technokratischer Manier, wie selbst die Bürokratisierung der einst widerständigen Gemeinwesenarbeit zeigt. "Community workers" engagierten sich anno 1968 dafür, gesellschaftliche Strukturen zu demokratisieren. Sie taten dies zuweilen etwas stürmisch und boten damit Angriffsflächen. Aber die teilweise zu Recht kritisierte Omnipotenz war nur ein Grund, weshalb die Mittel umgelenkt und die Gemeinwesenarbeit dazu instrumentalisiert wurde, vorwiegend städtische Planungsvorhaben operativ umzusetzen.

Hinzu kommt nun: die Soziale Arbeit als Wissenschaft. Eine gewichtige Ausprägung gibt sich postmodern und postglobal (Bango 2001:XI). Je luhmanniger, desto seriöser, scheint ein Motto zu lauten, das dazu beitragen soll, Gefühle der Minderwertigkeit mit abstrakten Theorien zu überwinden. Als seriös erscheint zuweilen, was möglichst unverbindlich bleibt, wobei sich die Beliebigkeit methodengläubig mit neo-positivistischer Forschung verbindet, die, bedarfsgerecht und computergestützt, unzählige Nonsense-Korrelationen „liefert“ (sic.).

2. Sorgfältig interpretieren – Soziale Arbeit qualifizieren

Soziale Arbeit wissenschaftlich zu fundieren, verlangt einen sorgfältigen Umgang mit Interpretationen. Das setzt intensive Auseinandersetzungen mit den Methoden der Sozialforschung voraus. Ich gehe zuerst auf die Bedeutung der Interpretation bei quantitativen Methoden der empirischen Sozialforschung und ein und frage dann, was qualitative Verfahren zur "Kunst der Interpretation" (Bude 2000) beitragen können.

2.1 Interpretation und Interpretatives Paradigma (Begriffe)

Interpretation meint in der empirischen Sozialforschung zunächst "die Beurteilung von wissenschaftlichen Ergebnissen dadurch, dass die Beziehungen zwischen dem aufbereiteten und ausgewerteten Forschungsmaterial und den Ausgangshypothesen und geeigneten theoretischen Ansätzen geprüft werden" (Hillmann 1994:387). Diese Definition orientiert sich an quantitativen Verfahren. Sie begreift die Interpretation als etwas, das erst geschieht, wenn bereits Resultate vorliegen. Bei den Entscheidungen darüber, ob sich eine Hypothese verifizieren oder falsifizieren lässt, zeigt sich jedoch, wie empirisch gewonnene Daten von den selektiv gewählten Methoden abhängen.

Ein anderes Verständnis von Interpretation kennzeichnet die qualitativen Methoden der empirischen Sozialforschung. Das "Interpretative Paradigma" der Phänomenologischen Soziologie versteht auch die sozialen Beziehungen als interpretative Prozesse, in denen sich die Handelnden durch Sinndeutungen der Erwartungen aufeinander beziehen. Während struktursoziologische Theorien von einer objektiv gegebenen gesellschaftlichen Struktur ausgehen, verlangt das Interpretative Paradigma vorrangig "die interpretative Rekonstruktion der in den untersuchten sozialen Beziehungen sich vollziehenden Interpretationen" (Hillmann 1994:388).

Das Interpretative Paradigma ist ein forschungsleitendes Denkmodell. Es stützt sich v.a. auf die Theorie des Symbolischen Interaktionismus und die Ethnomethodologie. Der Grundgedanke ist, "dass Menschen nicht starr nach kulturell etablierten Rollen, Normen, Symbolen, Bedeutungen handeln (normatives Paradigma), sondern jede soziale Interaktion selbst als interpretativer Prozess aufzufassen ist" (Mayring 1999:2). Der Mensch muss jede soziale Situation für sich deuten. Er muss sich damit auseinandersetzen, welche Rollen von ihm erwartet und ihm zugeschrieben werden. Er muss herausfinden, welche Perspektiven er selbst hat. Wenn also soziales Handeln selbst schon Interpretation ist, dann müssen die wissenschaftlich orientierten Sozialtätigen selbst erst recht "InterpretInnen" sein.

2.2 Erklären und Verstehen (Ansätze)

"B. kannte die Fakten, er hatte aber keine Ahnung von der Wirklichkeit." Das rein quantitative Denken ist brüchig geworden. Philipp Mayring (1999:1) kritisiert "ein Denken, das sich den Menschen und Dingen annähert, indem es sie testet und vermisst, mit ihnen experimentiert und ihre statistische Repräsentanz überprüft, ohne vorher den Gegenstand verstanden zu haben, seine Qualität erfasst zu haben". Die Skalen, Fragebögen und standardisierten Instrumente lassen die "Versuchspersonen" nicht zu Wort kommen. Sie reduzieren die Test-Objekte darauf, irgendwelche Vorgaben anzukreuzen und auf vorgegebene Kategorien zu reagieren. Die quantitative Methodologie reproduziert das Herrschafts- und Anpassungswissen. Sie psychologisiert zudem gesellschaftliche Zusammenhänge, wie die "Kritische Psychologie" (Holzkamp 1983) moniert.

Mayring (1999:5ff.) verbindet Galileo Galilei (1564-1642) mit der quantitativen Denktradition. Sie sucht kausale Erklärungen nach deduktiver Logik. Sie ist an allgemeinen Naturgesetzen interessiert, die mit einheitlichen Methoden gefunden und überprüft werden und für alle Einzelwissenschaften möglichst gleich sind. Dieser Ansatz findet sich auch im Denksystem von Descartes (1596-1650). Dieser wollte die Philosophie zu einer Art universellen Mathematik erheben, zu einer Wissenschaft, in der sich alles über strenge Deduktion aus einfachen Grundbegriffen gewinnen lässt. Der Strang führt bis zur Gegenwart.

Der Positivismus ist eine erkenntnistheoretische und methodologische Grundhaltung, die wissenschaftliches Arbeiten darauf begrenzen will, beobachtbare und erfahrbare "Tatsachen" zu erklären. Er wird in der soziologischen Theorie v.a. seit Comte (1798-1857) diskutiert, der die Soziologie als positive Wissenschaft von philosophischer Metaphysik und klerikal-mysteriöser Geistesstradition ablösen wollte. (Hillmann 1994:681) Der Positivismus verzichtet darauf, gesellschaftliche Strukturen und Entwicklungsprozesse umfassend zu deuten und zu interpretieren. Er versucht, an naturwissenschaftlichen Methoden orientiert, "wertfrei" und "objektiv" das gesellschaftliche Sein in seinen theoretisch sondierten Dimensionen und Variablen zu erfassen. Auf dieser Grundlage gilt es dann weitere Theorien zu Ursache-, Wirkungs- oder Funktionszusammenhängen zu entwickeln, die sich mit konventionellen Methoden der empirischen Sozialforschung falsifizieren lassen. Dieses naturwissenschaftlich-quantitativ ausgerichtete Verständnis orientiert sich am Ideal deduktiver

Geltungsbegründung. Aus einer allgemeinen Hypothese werden spezifischere abgeleitet. Und der Kritische Rationalismus hofft entsprechend darauf, dass die fortgesetzte Falsifikation am Schluss die "Wahrheit" zum Vorschein bringt.

Am Ende des 19. Jh. bzw. Anfang des 20. Jh. kommt die sozialkritische Survey-Forschung auf. Sie will - weg von der "Lehrstuhlphilosophie" - quantitativ die harten empirischen Daten über die soziale Lage der Bevölkerung erheben. Sie tut dies (bei Tausenden von Befragten) mit standardisierten Interviews, geschlossenen Fragebögen, Zufallsstichproben und statistischer Auswertung. René König (1906-1992) systematisiert später am Kölner Institut für Sozialforschung quantitative Methoden der empirischen Sozialforschung, die nach dem Zweiten Weltkrieg auch in den USA die qualitativen Ansätze verdrängen. Dies zumindest bis zu den 70er Jahren des 20. Jahrhunderts. Dann erleben qualitative Ansätze, die andere Wurzeln haben, eine Renaissance.

Texte sind, wie alles, was Menschen hervorbringen, immer mit subjektiven Bedeutungen, mit Sinn verbunden. Wer sie bloss äusserlich analysiert, versteht den inneren Sinn nicht. Gelingt es indes, dem subjektiven Sinn auf die Spur zu kommen, öffnen sich Welten. Die Erforschung des Menschen bzw. der Seele ist für Aristoteles (384-322 v.Chr.) das Zentrale der Wissenschaft. Mayring (ebd.) bezeichnet ihn als (Ur-)Vater des qualitativen Denkens, was zweifelhaft ist. Nach dem Verständnis von Aristoteles sind die Gegenstände immerhin dem Werden und Vergehen unterworfen. Sie lassen sich nur geschichtlich und entwicklungsbezogen deuten. Wer soziale Gegebenheiten verstehen will, muss Ziele, Intentionen, Zwecke und eigene Werthaltungen einbeziehen.

Ein wichtiger wissenschaftshistorischer Strang für das qualitative Denken geht auf die Hermeneutik zurück. Auf diese beziehen sich viele Bemühungen, die Grundlagen wissenschaftlicher Interpretation zur Auslegung von Texten erarbeiten wollen. Friedrich Schleiermacher (1768-1834) betrachtet die Hermeneutik als "Kunstlehre des Verstehens". Wilhelm Dilthey (1833-1911) stellt die Hermeneutik und beschreibende Psychologie als die Grundsäulen der Geisteswissenschaft dar, so wie Mathematik die Grundlage der Naturwissenschaften bildet. Die qualitative Denktradition geht vom Gegenstand bzw. Menschen aus, nicht von vorformulierten Hypothesen. Als wichtiger Vertreter der verstehenden Soziologie gilt Max Weber (1864-1920). Sein Ansatz zielt darauf ab, den subjektiven Sinn im sozialen Handeln der Menschen zu entschlüsseln.

Eine kleine Renaissance der qualitativen Sozialforschung zeichnet sich, wie erwähnt, seit den 70er Jahren des 20. Jh. ab. Sie knüpft u.a. an die Tradition der amerikanischen Feldforschung (Chicagoer-Schule) an. Die Analyse einzelner Lebensverläufe (Biographieforschung) erweist sich als beliebtes interdisziplinäres Bezugsfeld. Die wieder entdeckten und weiter entwickelten hermeneutisch-lebensgeschichtlichen Ansätze legen viel Wert auf das kommunikative Verstehen zwischen Forschenden und Beforschten. Es geht bei den narrativen Interviews und der Auseinandersetzung mit Briefen oder Tagebüchern immer auch um einen selbstreflexiven Lernprozess aller Beteiligten.

2.3 Qualitatives Denken (Grundsätze)

Qualitative Ansätze zeichnen sich durch eine starke Subjektbezogenheit der Forschung aus. Sie versuchen, die Subjekte in ihrer alltäglichen Umgebung (statt im Labor) zu untersuchen. Wirtschaftliche Krisen lassen sich beispielsweise nicht mit blossen Zahlen fassen. Sie sind aus der Sicht direkt Betroffener zu beschreiben. Dabei interessiert auch, wie deren eigene Geschichten vorhandene Problemlagen dokumentieren.

Qualitative Methoden beziehen vielfältige Quellen ein. Sie betonen die umfassende Deskription und v.a. die Interpretation, die es erst ermöglicht, Gegebenheiten zu erhellen. Wenn Befragte bloss ankreuzen, ob sie eher glücklich oder unglücklich sind, wissen wir noch nicht, was sie unter Glück verstehen. Das Postulat der Interpretation bedeutet (nach Mayring 1999:14), dass vorurteilsfreie Forschung nie ganz möglich ist. Daher gilt es, das Vorverständnis bezüglich des Forschungsgegenstandes zu explizieren. Auch die Kritische Gesellschaftstheorie betrachtet das Offenlegen und Weiterentwickeln des Vorverständnisses als Alternative zu einem naturwissenschaftlich verkürzten, "wertfreien" Vorgehen, das sich auf "objektiv" beobachtbare Daten konzentriert. Die Frankfurter Schule fordert, die gesellschaftliche Totalität einzubeziehen. Dazu gehört das dialektische Verhältnis der Einzelnen zum Ganzen bzw. zur konkreten Praxis. "Was macht der Mensch aus dem, was die Verhältnisse aus ihm gemacht haben?", fragte Jean-Paul Sartre (1964, nach: Hildenbrand 1996:30).

Die in der Hermeneutik postulierte Introspektion lässt eigene subjektive Erfahrungen zu. Sie ermöglicht den Zugang zu inner-psychischen Phänomenen. Die Verknüpfung des "inneren Blicks" mit dem Forschungsgegenstand ist ein legitimes Erkenntnismittel. Forschung ist mehr als ein Prozess der Auseinandersetzung mit einem Gegenstand. Sie bezieht die Interaktion zwischen den Forschenden und sozialen Gegebenheiten ein. Der Symbolische Interaktionismus, von dem noch die Rede sein wird, thematisiert, wie Probleme, Ängste und Projektionen der Forschenden die Dynamik prägen. Wir Menschen nehmen die Dinge zunächst je nachdem wahr, welche Bedeutung sie für uns haben. Die Reflexivität der

Forschenden über ihr eigenes Handeln und ihre eigenen Wahrnehmungen im untersuchten Feld sind nach diesem Verständnis ein wesentlicher Teil der Erkenntnis. Die Reflexivität wird nicht als eine auszuschaltende Störquelle verstanden.

Mit dem Symbolischen Interaktionismus (der Bezogenheit) und der Phänomenologie (subjektiver Bedeutungen) ist einer der Hauptstränge qualitativer Forschung erwähnt. (Flick 2000:19) Einen zweiten bilden die Ethnomethodologie und der Konstruktivismus. Sie sind an den Routinen des Alltags und daran interessiert, wie soziale Wirklichkeiten hergestellt werden. Strukturalistische und psychoanalytische Positionen gehören zum dritten Strang. Sie gehen von latenten sozialen Konfigurationen sowie von unbewussten psychischen Strukturen bzw. Mechanismen aus. Entsprechende Unterschiede ergeben sich nach den Forschungszielen. Die einen rücken die Sicht des Subjekts in den Vordergrund; andere wollen Prozesse so beschreiben, dass soziale Ordnungen sichtbar und rekonstruierbar werden, oder sie wollen tiefer liegende Strukturen hermeneutisch analysieren. Was die Methoden der Datenerhebung und Interpretation betrifft, dominieren bei den subjektiven Zugängen (Symbolischer Interaktionismus, Phänomenologie) die Leitfaden-Interviews und die narrativen Erzählungen sowie qualitative Inhaltsanalysen und hermeneutische Verfahren. Bei der Beschreibung von Prozessen der Herstellung sozialer Ordnungen (Ethnomethodologie, Konstruktivismus) stehen Teilnehmende Beobachtungen und Gruppendiskussionen sowie die Konversations- und Diskursanalyse im Vordergrund. Die hermeneutische Analyse tiefer liegender Strukturen (Psychoanalyse, Strukturalismus) arbeitet mit Aufzeichnungen bzw. der objektiven Hermeneutik, der Tiefenhermeneutik und der hermeneutischen Wissenssoziologie. Als Anwendungsfelder bieten sich hier die Familien-, Biographie-, Generations- und Genderforschung an. Bei allen Ansätzen kommt der Kommunikation eine wichtige Bedeutung zu. Schon die Strategien der Datenerhebung weisen einen dialogischen Charakter auf.

2.4 Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie (Exkurs)

Der Symbolische Interaktionismus und die Ethnomethodologie sind, wie Hector Schmassmann¹ beschreibt, Alternativen zur wissenschaftlichen Soziologie. Der Symbolische Interaktionismus geht auf die Arbeiten von George Herbert Mead (1863-1931) zurück, dessen Ideen zu einer soziologischen Lehre v.a. von einem seiner Schüler, Herbert Blumer (1900-36), verarbeitet wurden. Mead veröffentlichte wenig zu seinen Lebzeiten; seine Ideen breiteten sich vor allem durch seine Lehrtätigkeit an der Chicagoer Universität aus, an der eine soziologische Tradition im Bereich empirischer Stadtforschung bestand. Diese Forschungstradition der Chicagoer Soziologie, begründet durch Robert Park und Ernest Burgess, wurde in den 1930-50er Jahren (unter der Leitung von Everett C. Hughes) weiter etabliert. Der Symbolische Interaktionismus verknüpfte die Theorien von Mead (hauptsächlich in der Interpretation von Blumer) und das Engagement für Feldstudien (vertreten durch Hughes).

Die Ethnomethodologie lässt sich ebenfalls mit einem geographischen Ort verbinden – mit Kalifornien zur Zeit der Hippie-Kultur in den späten 1960er Jahren. Ihre eigentlichen Ursprünge lagen jedoch in Deutschland. Während den 1920er Jahren begann Alfred Schütz (1899-1959) die philosophischen Grundannahmen von Max Weber über den Sinn des sozialen Handelns systematisch zu überprüfen. Er stützte seine Kritik auf die Phänomenologie, die auf Edmund Husserl (1859-1938) zurückgeht. Schütz migrierte wegen dem Faschismus aus Österreich in die USA. Hier arbeitete er hauptberuflich in einer Bank. Nebenher verfasste er soziologische Aufsätze, die erst nach seinem Tod ein breites Publikum erreichten, als sie in drei Bänden erschienen (Gesammelte Aufsätze, 1962, 1964, 1966 engl.). Bereits während den 1940er Jahren übte Schütz allerdings einen grossen Einfluss auf Harold Garfinkel aus, einen Schüler von Talcott Parsons an der Harvard Universität. Garfinkel wollte die Ideen von Schütz in die Lehre der Ethnomethodologie einbauen. Auch er publizierte wenig. 1967 erschienen einzelne Aufsätze in "Studies in Ethnomethodology" (1967). Seit den 1950er Jahren wirkte Garfinkel in Los Angeles. Während den frühen 1960er Jahren breitete sich sein Einfluss über viele Campusse der Universität von Kalifornien aus, die ein wichtiger Anziehungspunkt für graduierte Studierende wurde. Einer der bekanntesten war Harvey Sacks. In seinen Vorlesungen auf dem Campus von Irvine (zwischen 1964 und 1972) dokumentierte er mit seinem Ansatz der Konversationsanalyse eine eigenständige Weiterentwicklung der Ideen von Garfinkel.

Beide Schulen, der Symbolische Interaktionismus und die Ethnomethodologie, zogen - sinnorientiert - herkömmliche methodische Konzepte in Zweifel. Sie kritisierten deren enge Anlehnung an Verfahren der Naturwissenschaften und engagierten sich für ein kontextuelles Rationalitätsurteil. Ob ein Handeln oder Tätigkeitsmuster als rational beurteilt wird, entscheidet sich eher in Bezug auf besondere Bedingungen, unter denen es stattfindet, als in Bezug auf irgendeine abstrakte wissenschaftliche Norm. Ein Handeln, das in einem bestimmten Umfeld stattfindet, erscheint möglicherweise ganz anders, wenn es aus dem Kontext herausgelöst und in einer Weise beschrieben wird, die seine Umstände ausblendet. Laut Goffman können wir beispielsweise das Verhalten von PatientInnen in psychiatrischen Anstalten besser verstehen, wenn wir davon

¹ Hector Schmassmann, Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Paper, Basel 2001. Ich stütze mich in diesem Abschnitt auf dieses unveröffentlichte Papier ab.

ausgehen, dass sie psychisch normal sind. Urteile über rationales Verhalten differenzieren sich je nachdem, wie das Verhalten in Bezug auf dessen Umstände betrachtet wird.

Der Symbolische Interaktionismus und die Ethnomethodologie kritisieren, dass soziologische Methoden, die auf eine allgemeine, abstrakte und a priori Konzeption von Rationalität fokussiert sind, dazu führen können, das soziale Leben falsch zu interpretieren und zu beschreiben. Was vorgibt, objektive und wissenschaftliche Beschreibung zu sein, kann sich als parteiisch und verzerrt erweisen. Dies v.a. wegen mangelndem Verständnis der Kontextbedingungen der in Frage kommenden Tätigkeiten. Garfinkel kritisiert etwa, wie Parsons Theorien konstruierte, ohne vorher ein Verständnis darüber gewonnen zu haben, wie die Beziehungen der Handlungen zu ihren Umständen geschaffen sind und welchen Sinn sie dadurch erhalten.

Barney Glaser und Anselm Strauss nehmen in ihrer gegenstandsbezogenen "grounded theory" an, dass soziologische Theorie gewöhnlich mithilfe von vorgefassten Meinungen erzeugt wird; danach werden Situationen ausgewählt und untersucht, um Daten zu erhalten, die dazu dienen, die Theorie zu überprüfen. Folglich stützt sich die Theorie auf ein beschränktes Verständnis tatsächlicher sozialer Gegebenheiten ab, da die Forschung selektiv die Besonderheit der Situationen berücksichtigt (und jene favorisiert, die für die Überprüfung der Theorie wichtig sind). Sozialwissenschaftler/innen und Sozialtätige beklagen sich über die Schwächen solcher Theorien; aber weshalb versuchen sie nicht mehr, Theorien aus „eigenen“ Daten zu gewinnen? Warum nicht Theorien entwickeln, die von Fallstudien ausgehen? Warum nicht sorgfältig einen ausgewählten Lebensbereich beobachten, um dann theoretische Ansätze zu entwickeln, die versuchen, die Besonderheit des Bereichs der sozialen Welt zu erfassen, den die Fallstudie aufgedeckt hat? Nun, die Idee der „grounded theory“ vermochte nicht alle zu überzeugen, obwohl sie während Jahren durchaus beliebt war und die sozialwissenschaftlichen Forschungsmethoden bereicherte.

Die Ethnomethodologie sieht weder einen Bedarf nach theoretischen Entwürfen im traditionellen Sinn, noch akzeptiert sie eine methodische Notwendigkeit, ihre Theorie zwingend mit Daten zu verbinden. Sie wendet sich wie der Symbolische Interaktionismus dagegen, umfassende soziologische Theorien zu formulieren, die soziale Phänomene erklären, bevor diese näher erhellet sind. Beide Theorien versuchen soziale Welten so zu ergründen, wie diese sich zeigen. Sie beobachten, wie Menschen ihre Angelegenheiten erledigen, um so Zugang zu den Umständen zu finden, unter denen das Handeln stattfindet. Sie wollen über die Bedeutungen zum Fundament vordringen, auf dem menschliches Handeln basiert. Abstrakte theoretische Modelle, die auf Vorstellungen über das Handeln von Menschen gründen, sollen sorgfältigen Darstellungen weichen, die das konkrete Verhalten im jeweiligen Kontext erfassen.

2.5 Das Einfache ist schwierig (Beispiel Armutsforschung)

In der Sozialforschung verlocken ausgeklügelte Methoden der Datenerfassung dazu, Erhebungen möglichst grandios anzugehen. Der wirtschaftliche Aufschwung trug nach dem Zweiten Weltkrieg dazu bei, mathematisch-statistische Verfahren der empirischen Sozialforschung weiter zu favorisieren. Davon zeugt das Primat des standardisierten Fragebogens und der repräsentativen Stichprobe. Mit der Computerisierung der Forschung nimmt heute die Versuchung zu, viele Einzelheiten zu zählen und beliebige Korrelationen anzustellen. Die Welt scheint vom Forschungsbüro aus ergründbar zu sein.¹

Da Wissenschaftler/innen nie ahnungslos sind, haben sie für ihre Ahnungslosigkeit viele Worte, Methoden und Zahlen, kritisiert Ulrich Beck (1986). In Zeiten strukturellen Wandels geht die vielgepriesene Repräsentativität ein Bündnis mit der Vergangenheit ein. Manchmal verstellt sie den Blick auf die Zukunft. Demgegenüber beinhaltet Becks Analyse der Risikogesellschaft (1986) ein Stück empirisch orientierter, projektiver Gesellschaftstheorie. Sie versucht, ohne methodisch ausgetüftelte Sicherungen auszukommen. Risiken sind auch dann gefährlich, wenn sie nicht beweisbar sind. Wer die Gesellschaft ergründen will, benötigt jedenfalls viel Mut zur Vereinfachung. Er mag sich dabei wie "ein spekulativer Unternehmer" (Niklas Luhmann) fühlen. Neue Interdependenzen sind entstanden: Vernetzungen, die den Subjekten, ihren Eingriffen und Intentionen manchmal über den Kopf wachsen. Sie erschüttern laut Jürgen Habermas (1990) bisherige Vorstellungen von gesellschaftlicher Selbstorganisation und Selbststeuerung.² Habermas hat lange eine gewisse

¹ Ohne persönlichen Einbezug von Betroffenen analysiert beispielsweise eine von der Ausgleichskasse des Basler Volkswirtschaftsbundes finanzierte Studie die "Dynamik der Armut" (Sheldon 1991). Sie stützt sich ausschliesslich auf die AHV-Daten von Männern ab. Die Resultate sind gewiss wichtig. Aber mit Hilfe von Gesprächen liesse sich die Dynamik der Armut mehr erhellen. Das gilt auch für eine sehr interessante Untersuchung über "Armutskarrieren" (Leibfried 1995). Sie fusst ebenfalls hauptsächlich auf äusseren Daten über Bezüger/innen von Sozialhilfe. Theoretische Aussagen sind meines Erachtens möglichst an realen Erfahrungen zu prüfen. Dazu gehören auch subjektive Empfindungen und Wahrnehmungen.

² Bei aller Angst vor Regression sieht Habermas (1990) keine Alternative zu einem beharrlichen Weiterdenken, das stets von beschränkter Reichweite ist. So "stochert" er mal hier, mal da, nach Spuren einer Vernunft, die zusammenführt, ohne Abstände zu tilgen; einer Vernunft,

Theoriegläubigkeit geschürt. In seinem Buch über "Die neue Unübersichtlichkeit" (1985) weist er auf Grenzen der Erkenntnis bzw. auf die Chancen einer neuen Bescheidenheit hin. Er meint das Einfache, das schwierig zu realisieren und zu legitimieren ist.

Theorien sind stets von beschränkter Reichweite und auch dazu da, sich verstehend der sozialen Realität anzunähern. Hermeneutisch-lebensgeschichtliche Ansätze eignen sich in der Forschung, Motivationsfragen und Ursachen von Biographiebrüchen zu ergründen. Dabei ist die einfache, sinnliche Wahrnehmung zentral.¹ Persönliche Gespräche und präzise Beobachtungen helfen, Probleme zu explorieren. Damit plädiere ich für keine Freistil-Intuition. Vertiefende Interviews sind sorgfältig vorzubereiten und auszuwerten. Sie lassen sich teilweise auch mit den Gesprächspartner/innen reinterpretieren und kommunikativ validieren, was sehr aufwändig (und ergiebig) sein kann.

Zur praxisorientierten Sozialforschung gehören im weiteren Sinne auch Methoden der Sozialrecherche und der fundierten Sozialreportage. Günther Wallraff hat mit seinen Industriereportagen mehr erhellt als diverse formal-soziologische Betriebsstudien. Wichtig sind dabei ethische Auflagen. Anwendungsbezogene Sozialstudien sollen selbst sozialen Ansprüchen genügen. Sie dürfen keine Benachteiligten instrumentalisieren und ihnen bspw. "geschickt die Würmer aus der Nase ziehen". Es ist unzulässig, Gesprächspartner/innen zu Aussagen zu verleiten, die sie später bereuen. Seltsam ist die Empfehlung einzelner Lehrbücher, Vertreter/innen von marginalisierten Gruppen bloss mit indirekten Fragen den Ball zuzuschieben. Direkte Fragen können – wie offene Fragen – auch ein Zeichen dafür sein, Gesprächspartner/innen ernst zu nehmen und ihnen etwas zuzutrauen. Sie weder zu drängen noch suggestiv zu beeinflussen, das gilt ebenfalls für die zu wenig beachtete non-verbale Kommunikation (Sitzeinrichtung, Körperhaltung). Viele sozial Benachteiligte drücken sich anschaulich und präzise aus. Sie fassen sich prägnanter als redegewandte Intellektuelle. Die Fachliteratur thematisiert gleichwohl immer wieder "das mangelnde Sprachvermögen von Randständigen". Eher selten problematisiert sie das Unvermögen vieler Akademiker/innen, sich verständlich zu artikulieren. So genannt "einfache Leuten" verwenden gerne konkrete Beispiele. Diese passen zwar nur selten in vorgefertigte Interpretations-Schablonen, haben aber oft einen reichen Symbolgehalt.

Bei sozialen Fragen lässt sich Vieles nicht in Zahlen fassen. Diese führen manchmal sogar dazu, Sachverhalte zu verschleiern. Es gibt Armutsstudien, die auf Kommastellen genau nachweisen, dass die durchschnittliche Dauer der Einkommensschwäche nur wenige Monate beträgt. Wer dann hinter die Kulissen schaut, realisiert, was für Langzeitfolgen dieser banalisierte Umstand auf das Selbstwertgefühl von Kindern haben kann, die in Mitleidenschaft gezogen werden. Der emeritierte Basler Statistikprofessor Hans Guth hat in seinen Vorlesungen (an der Universität Basel) verschiedentlich darauf aufmerksam gemacht, dass statistische Auskünfte zwar wertvoll sind, aber noch keinen Einblick in das wirkliche Dasein vermitteln. Eine Gesamtansicht bekommen wir erst aus den individuellen Beschreibungen. Da tritt uns viel Menschliches entgegen, das sonst wenig Beachtung findet. Soziale Felder lassen sich nicht im Eiltempo mit dem Zählrahmen durchstreifen. Einen guten Einblick erhält, wer Distanz wahrt, Teilaspekte vertieft und sich auf Prozesse einlässt. Zahlreiche Forschungsprojekte vernachlässigen die dynamische Ebene. Methodendebatten konzentrieren sich einseitig auf die vordergründige Sachebene. Wer vertiefende Gespräche führt oder sogar Aktionsforschung betreibt, muss sich, misstrauisch gegenüber dem eigenen "Feeling" und der engagierten Zielorientierung, zu Recht besonders kritisch befragen (lassen).²

Betroffene sind als Fachleute in den Forschungsprozess einzubeziehen. Bei der "Basler Armutsstudie" (Mäder et al. 1991) führten wir mit einzelnen Personen bis zu dreissig Gesprächen. Uns interessierten beispielsweise die Herkunft unserer Interviewpartner/innen, ihre Alltagsbewältigung, ihre Weichenstellungen und Perspektiven sowie ihre Wahrnehmung von Wünschen anderer Betroffenen.³ Beim dritten, vierten oder zehnten Gespräch mit ein und derselben Person wurden frühere Ausführungen dementiert, ergänzt oder neu gewichtet. Die angebrachten Korrekturen deuten daraufhin, dass gestresste Personen bei Erstkontakten zuweilen den Eindruck vermitteln, alles im Griff zu haben. Das rechtfertigt einen grossen

die verbindet, ohne Verschiedenes gleichnamig zu machen. Sie weist unter Fremden auf das Gemeinsame hin, lässt aber allen ihre Eigenart.

¹ Studierende der Sozialwissenschaften lernen statistische und ökonometrische Verfahren kennen. Die Beobachtungs- und Interviewschulung kommt oft zu kurz. Wer beispielsweise eine Woche in einem Obdachlosenheim verbringt, kann seine Wahrnehmung dafür schärfen, Handlungsabläufe in situativen Kontexten zu erfahren. Die stringente Darstellung einer Biographie sagt je nachdem mehr aus als minutiös ausgefüllte Fragebogen.

² Offene Prozesse haben Vorteile, aber auch zusätzliche Fehlerquellen! Wenn sich Annahmen nicht überprüfen lassen, sind zumindest Orientierungshypothesen zu formulieren. Sie ermöglichen eine Selbstkontrolle und Fundierung der Auseinandersetzung.

³ Bei der Frage, was einer Person zu empfehlen sei, die zum ersten Mal aufs Fürsorgeamt geht, kamen eigene Gefühle und Erfahrungen mit Institutionen zur Sprache. Dabei ging es darum, über Zuschreibung mehr darüber zu erfahren, wo die Befragten „der eigene Schuh drückt“, was sie zum Leben benötigen und persönlich dafür tun. Ferner interessierten uns Reflexionen der äusseren Rahmenbedingungen. Betroffene sind mehr als "ExpertInnen in eigener Sache".

Gesprächsaufwand. Allerdings finden mit der zeitlichen Dauer unsere Gegenüber auch eher heraus, was wir gerne hören. Das verpflichtet zu grosser Sorgfalt. Besonders in einer Zeit medialer Trivialbiographik.¹ Die Biographierung erlaubt keine Generalisierung. Sie ist eine spezifische Form sozialer "Abbildung" bzw. Annäherung. Wenn alle Individuen einmalig sind, dann ist allerdings zumindest das ein kollektiver Sachverhalt, der auch übergreifende Studien erfordert. So will ich weder qualitative und quantitative Ansätze gegeneinander ausspielen, noch einem beliebigen Methodenpluralismus das Wort reden. Ich bin, und das nicht aus Spargründen, für die (Wieder-)Entdeckung einfacher Zugänge. Sie eignen sich für den Bereich der Sozialen Arbeit ganz besonders. Vor der Zahlenbeigerei kommt die simple, sinnliche Wahrnehmung. Der Bildschirm und die Datenbank sind kein Ersatz für das Gespräch.

2.6 Therapeutische Erfahrungsoffenheit (Rogers)

Neun Zehntel dessen, was zu erforschen ist, verbirgt sich immer unter der Oberfläche, stellt der Psychotherapeut Carl Rogers fest (1992:133), der die indirekte Gesprächsführung in der Sozialen Arbeit popularisiert hat. Statt sich auf die Spitze des Eisberges zu konzentrieren und Ausschnitte der Realität in Ordnungsschemata zu verpacken, gilt es laut Rogers, Ordnungsgefüge auch so zu entdecken, wie sie in den Individuen existieren. Forschende, die sich auf Prozesse einlassen, erleben selber eine Reifung. Rogers (1992:171) postuliert eine "Entwicklung zur Erfahrungsoffenheit".² Er unterscheidet bei wissenschaftlichen Prozessen drei Phasen. Erstens: die kreative Phase. Sie umfasst das Sich-Einlassen in Erfahrung. Dies geschieht "vollständig und subjektiv". Aus dem subjektiven Einlassen ergibt sich ein kreatives Gestalten, ein Richtungssinn, eine vage Formulierung bisher unerkannter Beziehungen. Zweitens: die Prüfung an der Realität. Sie beinhaltet bestandene Verfahren der Hypothesenbildung und Kontrolle.³ Drittens: die Ergebnisse (sowie deren Vermittlung und Umsetzung). Primär geht es darum, verlässlichere Hypothesen und Auffassungen zu entwickeln. Dies geschieht besonders in der ersten Phase mit grosser Vorsicht. Voreilige Hypothesen erweisen sich als Hypothesen. Sie behindern den Versuch, den inneren Bezugsrahmen eines Gegenübers annäherungsweise nachvollziehen zu können. "Sie haben nicht das Recht zu tun, als ob Sie mich kennen", wehrte sich Robert Walser (nach: Hildenbrand 1996:34). Wer einfach etwas beweisen will, benutzt laut Rogers (1992:217) die Wissenschaft dazu, Unsicherheit zu kaschieren.⁴ Rogers (1986:113) betont die positive Bedeutung, die das Subjektive in der wissenschaftlichen Praxis haben kann. Wissenschaft muss sich auf die unmittelbare, subjektive Erfahrung eines Menschen beziehen. Persönliche Erfahrungen sind nie nur persönliche Erfahrungen. Sie lassen sich auch soziokulturell deutend verstehen, wobei Biographie stets mehr ist, als ein subjektiver Reflex auf gesellschaftsstrukturelle Bedingungen.⁵ Rogers strebt eine Integration der beiden Pole Gefühl und Kognition an und plädiert für eine Bescheidenheit, die nicht vorgibt die Welt erklären zu können. Der kontrollierte Einbezug eigener Gefühle erschliesst wichtige Informationsquellen. Sehr weit geht Rogers, wenn er die Integration von Gefühl und Kognition als Prozess der Verschmelzung hinstellt.⁶ Die Forschung soll ferner demokratischen Zielen dienen. Sie ist nie wertfrei und kann, wie Schmid (1996:101) schreibt, "nicht nicht beeinflussen".

¹ Der Individualismus fördert teilweise einen schillernden Subjektivismus in Literatur und Humanwissenschaften. Die Suche nach Lebensorientierung tastet sich an authentischen Niederschriften voran. Zunächst wird das Gesellschaftliche subjektiviert, dann privatisiert. Das desavouiert, was andere seriös an Alltagsforschung ("Oral History" etc.) betreiben und - "neu entdeckt" - an Tradition fortführen. Im 19. Jahrhundert betonte bereits (der mit Karl Marx an objektiven Entwicklungsgesetzen interessierte) Friedrich Engels die Notwendigkeit, subjektive Konstitutions- und Verarbeitungsprozesse einzubeziehen.

² Rogers (1992:171) bezieht sich hier auf Maslows Untersuchungen über selbstaktualisierende Menschen, die mit einer gewissen Leichtigkeit die Welt durchdringen, aufnahmebereit und spontan sind. Die persönliche Entfaltung sowie prozessorientierte Forschungsprojekte können ansatzweise ähnliche Schritte beinhalten, wie sie in therapeutischen Phasenmodellen beschrieben werden. (Adaptiert: 1. Distanz gegenüber Erfahrung; 2. Erfahrung an Struktur der Vergangenheit gebunden; 3. Auflockerung und Beweglichkeit in der symbolischen Ausdrucksweise; 4. Genauigkeit in der Symbolisierung; 5. Einbezug der Gefühle; 6. Reflexive Bewusstheit; 7. Integration, Offenheit).

³ Nur in diesem Zusammenhang hat für Rogers (1992:216) das riesige Gebäude aus Operationalismus, logischem Positivismus, Wissenschaftstheorie und quantitativen Tests seinen Platz.

⁴ Zu Beginn der sechziger Jahre vertrat Rogers (1992:213) noch "eine andere Auffassung von Wissenschaft". Damals hat er die Wissenschaft als eine systematisierte und geordnete Sammlung vorläufig verifizierter Fakten betrachtet und die Methodologie als das gesellschaftlich gebilligte Mittel der Akkumulierung dieses Wissensgebäudes und als Fortsetzung der Verifizierung verstanden.

⁵ Schmid (1996:77) führt aus, wie das Tun des Einzelnen immer auch das Tun des Anderen ist.

⁶ Gefühl und Kognition verschmelzen darin zu einer einheitlichen Erfahrung, die gelebt, anstatt untersucht wird, in der Bewusstheit nicht reflektiert ist, und in der ich Teilnehmer/in, anstatt Beobachter/in bin. Wissenschaft ist nicht ein unpersönliches Etwas, sondern ein Vorgang, bei dem ein Mensch eine andere Phase seines Selbst subjektiv lebt. (Rogers 1992:221)

2.7 Distanz überwinden (Bourdieu)

Der positivistische Traum von der perfekten epistemologischen Unschuld ignoriert laut dem kürzlich verstorbenen französischen Soziologen Pierre Bourdieu (1997:781) die Tatsache, dass der wesentliche Unterschied nicht zwischen einer Wissenschaft, die eine Konstruktion vollzieht, und einer, die das nicht tut, besteht, sondern zwischen einer, die es tut, ohne es zu wissen, und einer, die darum weiss und sich deshalb bemüht, ihre unvermeidbaren Konstruktionsakte und die Effekte, die diese ebenso unvermeidbar hervorbringen, möglichst umfassend zu kennen und zu kontrollieren. Auch Sozialtätige müssen wissen, dass das Besondere ihres Standpunkts darin besteht, ein Standpunkt im Hinblick auf einen Standpunkt zu sein. Bourdieu (1997:802) geht am Beispiel des Interviews auf die Bedingungen dieser spezifischen Kommunikation ein. Wer sich fragend einmischt, dringt verändernd in ein Gefüge ein. Der Austausch ist asymmetrisch und von den je unterschiedlichen Ausstattungen mit (ebenfalls sozialem und kulturellem) Kapital abhängig. Je grösser die Kluft ist, desto stärker laufen Forschende Gefahr, auch Artefakte, die sie selbst produzieren, ohne es zu merken, für bare Münze zu nehmen.

Gesellschaftliche Nähe ermöglicht Vertrautheit. Wenn Erwerbslose andere Erwerbslose befragen, entspringen die Fragen vergleichbaren Dispositionen. Die Überwindung der Distanz fördert die soziale Aufrichtigkeit. Es geht also zumindest darum, "ein generelles und genetisches Verständnis der Existenz des andern anzustreben, das auf der praktischen und theoretischen Einsicht in die sozialen Bedingungen basiert" (Bourdieu 1997:786). Zentral bleibt dabei der Blick für die "feinen Unterschiede". Empathie ist wichtig, aber immer nur beschränkt möglich. Wenn wir unsere Fähigkeit überschätzen, innere Bezugsrahmen anderer nachvollziehen zu können, häufen sich die Interpretationsfehler. Die Risiken zeigen sich auch bei der Niederschrift von Gesprächen. Wenn wir das noch so wortgetreu tun, ist gleichwohl jeder Satz bereits eine Übersetzung, die Interpretationen enthält. Die stets selektive Zeichensetzung verändert den Sinn. Der Anspruch auf Lesbarkeit verbietet eine phonetische Transkription. Zudem lassen sich das Tempo, die Mimik und Gestik sowie weitere körperliche Ausdrucksformen nur sehr beschränkt vermerken.

Was den traditionellen Gegensatz zwischen den so genannt quantitativen und qualitativen Methoden betrifft, verschleiert dieser nach Bourdieu (1997:780ff.) eine Gemeinsamkeit. Beide Verfahren beruhen auf sozialen Interaktionen. Diese finden unter dem Zwang gesellschaftlicher Strukturen statt, was gemeinhin zu wenig reflektiert wird. Bourdieu wendet sich auch gegen die traditionelle Diltheysche Unterscheidung von Verstehen und Erklären. Er nimmt an, dass beide Zugänge eine Einheit bilden.

2.8 Forschung als kommunikativer Prozess (Synthese)

Qualitative Studien zeichnen sich durch einen deutenden und sinnverstehenden Zugang aus. Die Forschung gestaltet sich als kommunikativer Prozess. Sie erfordert eine hohe Sensibilität für die (Selbst-)Wahrnehmung und die Interaktion mit allen Beteiligten. In der Sozialwissenschaft gewinnen vor Ende des zwanzigsten Jahrhunderts trotz gängiger Mathematisierung der Forschung auch qualitative Ansätze wieder an Bedeutung; so etwa bei der Lebenswelt- und Stadtteilstudienforschung.¹ Sie sind für die Soziale Arbeit besonders wertvoll. Noch bestehen aber Vorbehalte, welche die qualitative Forschung als minderwertig betrachten und nur für Vorabklärungen vorsehen. Angriffsflächen bieten oberflächliche Studien, die Verfahren vorziehen, bei denen ein Mangel an methodischer Präzision schwierig nachzuweisen ist. Um ja nicht in diesen Verruf zu geraten, gibt es auch Forschende, die ihre methodischen Kenntnisse beweisen wollen, indem sie die computergestützte Auswertung qualitativer Daten strapazieren und eigene Gütekriterien ignorieren.

Qualitative Forschungen sind anspruchsvoll und den je spezifischen Gegebenheiten anzupassen. Ethnographische Zugänge können auch Ergebnisse vertiefen, die mit Fragebogen und strukturierten Interviews gewonnen wurden. Die Verknüpfung der Ansätze führt zu Synergieeffekten. Harmonie ist dabei kein Ziel. Möglichkeiten einer Synthese sind stets neu zu erwägen, unterschiedliche Zugänge weiter zu kultivieren. Die Dynamik inspiriert, nicht die Angleichung der Methoden. Die jeweilige Ausrichtung ist vom Gegenstand der Untersuchung abhängig. Der Zwang zu repräsentativen Aussagen und zur Bereitstellung technisch-instrumentellen Verfügungswissens förderte im Verlaufe des 20. Jahrhunderts die quantitative Forschung (mit hypothetisch-deduktiver Überprüfung). Allmählich zeichnet sich nebst der datenorientierten Computerisierung eine kleine Renaissance alltagsnaher, qualitativer Ansätze ab.²

¹ Diese knüpft an eine Tradition an, die bereits vor hundert Jahren in Chicago entstand. Lebenszeugnisse von Einwandernden und ausgegrenzten sozialen Gruppen bildeten damals eine wichtige Grundlage, um Folgen des sozio-kulturellen Wandels und Unterschiede zwischen der Land- und Stadtbevölkerung festzumachen. Aktuelle Fragestellungen ergeben sich heute beispielsweise im Zusammenhang mit der neuen Armut und dem Wertewandel (Freizeit, Konsumismus, Dienstleistungsmentalität).

² Das belegen u.a. das umfassende "Handbuch qualitative Sozialforschung" (Flick 1991). Vom selben Autor (Hrsg.) sind die Bände "Qualitative Forschung" (5. A.: 2000; 1. A.: 1995) und "Qualitative Forschung" (2000) erschienen. Die Vielfalt der neu entdeckten und weiter entwickelten Methoden ist schon recht beachtlich, eine weitere Fundierung erstrebenswert.

Während die quantitative Forschung der Unabhängigkeit der Beobachtenden vom Forschungsgegenstand einen zentralen Stellenwert einräumt, arbeitet die qualitative - methodisch kontrolliert - mit der subjektiven Wahrnehmung als Bestandteil der Erkenntnis. Die quantitative Forschung benötigt für ihre vergleichend-statistischen Auswertungen ein hohes Mass an Standardisierung der Datenerhebung. Die qualitative versucht hingegen mit "naturalistischen" Methoden (wie teilnehmender Beobachtung, Tagebüchern etc.) ein eher wenig erforschtes Feld zu erkunden, um vorsichtig erste Hypothesen zu formulieren, die sich dann allenfalls mit repräsentativen Erhebungen annäherungsweise überprüfen lassen. Die qualitative Forschung kann auch soziodemographische Daten und "harte Fakten", beispielsweise über die Verteilung vorhandener Ressourcen, durch subjektive Sichtweisen erhellen. Die beiden Verfahren können sich gegenseitig ergänzen. Beide tun gut daran, ihre Grenzen zu sehen und an ihren Mängeln zu arbeiten, um je besondere Chancen besser wahrnehmen zu können. Zur postulierten Selbstreflexion gehört auch der bewusste Umgang mit der Interpretation. Was mir bei der Renaissance qualitativer Ansätze auffällt: Horizontale Sichtweisen kennzeichnen viele lebensweltliche und erlebnisorientierte Zugänge. Sie sind wohl in der Lage, soziale Klassen- und Schichtmodelle zu differenzieren, vermögen aber die vertikale Analyse nicht zu ersetzen.

3. Folgerungen für die Soziale Arbeit

Die Soziale Arbeit hat zum einen ein Manko in der wissenschaftlichen Fundierung. Da besteht ein Nachholbedarf. Die Soziale Arbeit hat aber auch günstige Voraussetzung für die Etablierung von Forschungsmethoden, die sich besonders eignen, soziale Realitäten zu erkunden. Ich halte es für wichtig, von der sozialwissenschaftlichen Tradition zu lernen, ohne alle Trends zu imitieren. Die Soziale Arbeit tut gut daran, ihre spezifischen Zugänge zu fundieren und zu kultivieren. Wichtig ist auch, was die Praxis betrifft, sich nicht nur mit der Sozialforschung, sondern auch mit der Sozialpolitik zu verknüpfen.

In der Sozialen Arbeit geht es u.a. darum, Prozesse sorgfältig zu analysieren und Ressourcen zu erkennen. Dabei gilt es, auch eigene Defizitmuster zu berücksichtigen. Das verlangt Selbstreflexion, Supervision und systematische Evaluation. Hier kann die soziale Arbeit beim wissenschaftlichen Arbeiten an ihre eigene Tradition anknüpfen. Die erwähnten Differenzierungsprozesse führen zu einer Komplexität, die das berufliche Handeln beeinflusst und dessen wissenschaftliche Fundierung erfordert. Dabei ist auch zu ergründen, wie die Komplexität die forschenden Subjekte beeinflusst. Die viel zitierte Komplexität verlangt m.E. ein neues Verständnis von Identität. Frühere Identitätskonzepte sind unter sozialstrukturell homogenen Bedingungen entstanden. Sie postulierten jeweils - im Sinne der Kongruenz - eine möglichst weitgehende Übereinstimmung zwischen Anspruch und Wirklichkeit bzw. zwischen Erwartung und Erfüllung. Unter heutigen pluralistischen Voraussetzungen findet Identität aber eher dort statt, wo Ambivalenzen und Widersprüche zugelassen sind, ohne in Beliebigkeit abzudriften. Ich erwarte von einer wissenschaftlich fundierten Sozialen Arbeit ferner, dass sie seismographische Aufgaben wahrnimmt und sich dabei gut überlegt, wie sie ihre Kenntnisse gesellschaftlich zugänglich macht. Was dabei hilft, ist eine Auseinandersetzung mit der Gefahr, sich instrumentalisieren zu lassen.

In der Schweiz ist derzeit in der Sozialen Arbeit ansatzweise eine erfreuliche Entwicklung festzustellen. Von den entstandenen Fachhochschulen und universitären Einrichtungen zielen wertvolle Anstrengungen darauf ab, das soziale Handeln zu ergründen und wissenschaftlich zu fundieren. Von diesen Bemühungen zeugt auch die heutige Fachtagung „Themen der Sozialarbeitswissenschaft und ihre transdisziplinäre Verknüpfung“ (vom 5.3.02), deren InitiantInnen ich herzlich danke. Es besteht - mit Blick auf die komplexen und gravierenden sozialen Probleme - ein grosser Bedarf an Forschungs- und Ausbildungszentren. Die Soziale Arbeit braucht unbedingt, wie andere Berufsgattungen und Disziplinen auch, ihre Stätten, die das professionelle Wissen systematisch erforschen und weiter entwickeln. Wichtig ist hierbei, dass die einzelnen Zentren Schwerpunkte bilden, aber auch gemeinsam zentrale Bereiche arbeitsteilig vertiefen. Ich denke beispielsweise an die Konflikt- und Kooperationsforschung, die zentrale Probleme auf verschiedenen Ebenen (Mikro, Meso, Makro) angehen muss. Für die Soziale Arbeit relevant sind u.a. Fragen wie: Was führt die Gesellschaft zusammen? Was fördert den sozialen Ausgleich, was fördert Prozesse der Beteiligung und auch die Bereitschaft, in einer Zeit Sichtweisen zu differenzieren, in der sich das populistische Simplifizieren und Pauschalisieren gut vermarkten lassen?

Zur besseren Verknüpfung von Theorie und Praxis kann beispielsweise auch die Evaluationsforschung beitragen. Sie hat in der Sozialen Arbeit eine lange Tradition. Da bestehen durchaus disziplinmässige Standortvorteile. Evaluationen sind derzeit ein gewinnträchtiges Geschäft. Das ist verlockend. Der Markt ist relativ gross. Viele sozialen und andere Institutionen müssen sich evaluieren lassen. Dabei lässt sich auch viel lernen. Ich erwarte allerdings von einer Sozialen Arbeit als Wissenschaft, dass sie vermehrt dazu beiträgt, die hier symbolisch erwähnten Evaluationen selbst kritisch zu evaluieren.

Das verlangt eine verstärkte Auseinandersetzung mit dem gesamten Kontext des sozialen Handelns bzw. mit der Frage nach den Wertprämissen, dem Sinn und der gesellschaftlichen Wirkung unseres Tuns.

4. Quellen

- Abels Heinz, Interaktion, Identität, Präsentation. Kleine Einführung in interpretative Theorien der Soziologie, Westdeutscher Verlag, Wiesbaden 2001;
- Bango Jenő, Sozialarbeitswissenschaft heute, Lucius & Luzius, Stuttgart 2001;
- Beck Ulrich, Risikogesellschaft. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1986;
- Bourdieu Pierre, "Verstehen", in: ders., Das Elend der Welt, UVK 1997, S. 779-803;
- Bude Heinz, "Die Kunst der Interpretation", in Flick 2000, S. 569-580;
- Diekmann Andreas, Empirische Sozialforschung. Rowohlt, Hamburg 2001;
- Flick Uwe, et al., (Hrsg.), Qualitative Forschung. Ein Handbuch. Rowohlt, Hamburg 2000;
- Geissler Rainer, "Facetten der modernen Sozialstruktur - Modelle und Kontroversen", in: Victoria Jäggi, Ueli Mäder, Katja Windisch., Entwicklung, Recht, Sozialer Wandel, Peter Lang, Bern 2001, S. 537-551;
- Habermas Jürgen, Vergangenheit als Zukunft. pendu, Zürich 1990;
- ders., Die Neue Unübersichtlichkeit. Suhrkamp, Frankfurt a.M. 1985;
- Hillmann Karl-Heinz, Wörterbuch der Soziologie. Kröner, Stuttgart 1994;
- Hildenbrand Bruno, Welter-Enderlin Rosmarie, Systemische Therapie als Begegnung. Klett-Cotta 1996;
- Jung Thomas, Müller-Doohm Stefan, "Wirklichkeit" im Deutungsprozess, Suhrkamp, Frankfurt 1995;
- Lueger Manfred, Grundlagen qualitativer Feldforschung. WUV, Wien 2000;
- Mayring Philipp, Einführung in die qualitative Sozialforschung. Beltz, Weinheim 1999;
- Mäder Ueli, et al., Armut im Kanton Basel-Stadt, Social Strategies, Bd. 23, Basel 1991;
- Oevermann Ulrich, "Die Struktur sozialer Deutungsmuster - Versuch einer Aktualisierung", in: Sozialer Sinn, Zeitschrift für hermeneutische Sozialforschung, Nr. 1, Leske + Budrich, Leverkusen 2001, S. 35-83;
- Rogers Carl C., Entwicklung der Persönlichkeit. Klett, Stuttgart 1992;
- ders., Von Mensch zu Mensch. Junfermann, Paderborn 1986;
- Schmassmann Hector, Symbolischer Interaktionismus und Ethnomethodologie, Paper, Basel 2001;
- Schmid Peter F., Personenzentrierte Gruppenpsychotherapie in der Praxis. Die Kunst der Begegnung. Junfermann, Paderborn 1996.

Zum Autor

Ueli Mäder ist Soziologe an der Fachhochschule für Soziale Arbeit beider Basel, Privatdozent an der Uni Basel und a.o. Professor an der Uni Fribourg (Vertretung des Lehrstuhls Sozialarbeit und Sozialpolitik). Im Zürcher Rotpunktverlag sind von ihm u.a. die Bücher „Für eine solidarische Gesellschaft“ (1999) und, zusammen mit Elisa Streuli verfasst, „Reichtum in der Schweiz“ (2002) erschienen.